

Reinhardt

Von der tödlichen Kraft des Vorurteils

Max Frischs „Andorra“ als eindringliche Bilderfolge am Karlsruher Jakobus-Theater

Ein Stück über Antisemitismus, aber eines ohne Juden. Max Frischs „Andorra“, 1946 zuerst entworfen und 1961 uraufgeführt, ist eine Parabel, die ihren aktuellen Anlass nur andeutet und auf zeitlose Gültigkeit zielt. Am Karlsruher Jakobus-Theater kam das Werk nun in einer Inszenierung heraus, die in ihrer eindringlichen Bildkraft vor allem ein junges Publikum ansprechen will.

Aus guten Gründen ist „Andorra“ ein wichtiger Lesestoff in den Schulen, eben weil das Modellstück einen konkreten Fall exemplarisch auslegt als Muster. Das „weiße“ Andorra wird bedroht von seinen „schwarzen“ Nachbarn, die durch antisemitische Gräueltaten berüchtigt sind. Der junge Andri, der aus dem anderen Land kommt, gilt als vermeintlicher Jude und wird deshalb von den verheerend selbstgerechten Andorranern ausgegrenzt und gequält, bis er, obwohl die Wahrheit seiner nicht-jüdischen Herkunft schließlich ans Licht kommt, seine zugewiesene Rolle annimmt und sich nicht nur den Vorurteilen der Gesellschaft, sondern auch der tödlichen „Judenschau“ durch die „Schwarzen“ aussetzt. Am Ende wird er abgeführt und wohl auch umgebracht. Keiner will daran schuld sein - natürlich. Und doch sind sie alle schuldig, denn Andri wird ein Opfer nicht etwa, weil er Jude ist oder als Jude gilt, sondern weil er zu dem wird, was das Bild, das andere sich von ihm machen, aus ihm macht.

Die Aufführung des Jakobus-Theaters legt ihr Augenmerk, wenn man dem Programmheft glauben will, vor allem auf den Aspekt des „Mobbing“. Das aber ist eine fragwürdige Versimpelung der Aussage. Die Signale des Textes weisen in eine ganz andere Richtung: Andri ist erkennbar ein Schicksalsbruder des unglücklichen Woyzeck aus Büchners gleichnamigem Drama, der ja ebenfalls nicht im Verdacht steht, ein bloßes Mobbing-Opfer zu sein. Der mehrfach gemachte Vorwurf an Andri, er habe „so etwas Gehetztes“, ist ein viel zu auffälliges Zitat aus dem Büchner-Stück, als dass solche Parallelen ignoriert werden dürften - zumal die Analogien sich fortsetzen: etwa in der Figur des Soldaten (als Gegenstück zum Tambourmajor) und in Andris geliebter Barblin, auch wenn diese dann einen anderen Weg nimmt als die Marie im „Woyzeck“.

Gerade in der nächtlichen Szene, in der Barblin vom Soldaten in ihrer Kammer aufgesucht wird, verzichtet die Inszenierung auf eine notwendige Verdeutlichung. Die wichtige Frage, ob Barblin ihn selbst einlässt oder ob sie von ihm überwältigt wird, hat schon Frisch als problematisch empfunden. Immerhin deutet er in Barblins ersticktem Schrei, als der Soldat zu ihr tritt, eine Interpretation ihres Verhaltens an. Regisseur von Bülow jedoch lässt diesen Schrei, den der Autor in seinem Stück ausdrücklich erwähnt, gänzlich weg - und so die Frage offen. Überdeutlich dagegen gestaltet die Regie Andris Ende: durch einen Schuss hinter der Bühne. Frisch hat dieses Detail bewusst ausgespart, denn es versteht sich aus dem Kontext von selbst. Das akustische Signal aber verwässert die Ungeheuerlichkeit des Textes, wenn da von den Bürgern scheinheilig kurz zuvor beklagt wird, dass das brutale Abschneiden von Andris Finger, als er sich zur Wehr setzte, denn doch „zu weit ging“.

Glücklich nutzte die Inszenierung die Möglichkeiten des Bühnenbildes. Das gleißende Weiß der Szene wird nach und nach gebrochen durch immer größere schwarze Flecken, die sinnfällig machen, wie die Unschuld des „weißen“ Andorra allmählich besudelt wird durch die Schwärze der Nachbarn, die denn auch am Ende als barbarische Invasoren die schwachen Andorraner zu stummen Mittätern korrumpieren. In solchen Momenten bekommt die Einstudierung eine suggestive Kraft, die ihr in den allzu langsamen Szenenwechseln, in der Behäbigkeit der Dialoge und in betulicher Zeigefingerei bisweilen fehlt. Lediglich Walter Schmuck als Andri konnte durch nuanciertes Spiel und eine geschickte Ökonomie der Ausdrucksmittel ein eindringliches Rollenporträt liefern, während Anne Brunner als Barblin durch die Personenregie allzu wenig Hilfe bekam. Peter Grünwald in der wichtigen Rolle des ebenso schwachen wie pompösen Lehrers blieb leider in der holzgeschnitzten Charge stecken und erntete zu Recht tödliche Lacher im jugendlichen Publikum, während Hiltrud Horstmann als gutmenschelnde „Pastorin“, die bei Frisch ein Pater und von großer Bedeutung ist, aus der entlarvenden Figur die platte Karikatur einer verquastenen Seelchensorgerin machte.

Insgesamt mühte sich das Laien-Ensemble mit der knapp zweistündigen, pausenlosen Aufführung nach (unterschiedlichen) Kräften, Frischs „Andorra“ so zu präsentieren, dass besuchende Schulklassen produktive Anstöße und Eindrücke von Problematik und Botschaft des Stückes erhalten. Die jungen Besucher der Premiere dankten denn auch mit starkem Beifall.

INFO

Die nächsten Vorstellungen von „Andorra“, das bis in den Dezember hinein laufen wird, sind für 14., 18. und 20. Oktober (immer 20 Uhr) vorgesehen. Karten und weitere Termine: Telefon

7/10